

V. Abschnitt.

Beweise, daß Heldenmuth und Tapferkeit durch Gottesfurcht und Frömmigkeit erweckt, gestärkt und befestiget werden.

Das Vertrauen zu Gott, die Ueberzeugung, daß Er uns mit seiner Macht beystehe, daß alle Kräfte der Natur zu unsrer Absicht beförderlich seyn müssen, macht uns beynahe allmächtig. Wir verachten jede Gefahr, spotten jeder Schwierigkeit, weil wir überzeugt sind, daß der Allmächt, die uns schützt, nichts widerstehen kann. Gottes Treue: seine nie irrende Weisheit, Alles vermögende Macht, uns begrenzte Liebe, und allergenäueste Vorsehung, sind die felsenfeste Fundamente, worauf sich ein Vertrauen bauen läßt, das auch der Umsturz der Welt nicht erschüttert, das fester ist, als Erd und Himmel. Ein solches Vertrauen hatte David. Mit dir (so redet er seinen Gott 2 Sam. 22, 30. an) kann ich Kriegsvolk zerschmeißen, und mit meinem Gott über die Mauern springen. Du lehrest meine Hände streiten, und meinen Arm einen ehernen Bogen spannen. Du kannst mich rüsten mit Stärke zum Streit, du kannst unter mich werfen, die sich wider mich setzen! Du gibst mir meine Feinde in die Flucht, daß ich verstore, die mich hassen &c.

Soll aber das Vertrauen auf Gott heldenmüthig werden, so muß es wohl geordnet seyn. Man muß nicht mehr von Gott erwarten, als er versprochen hat, und dieses nur unter der von Ihm gesetzten Bedingung erwarten. Plutarch erzählt in dem Leben des Aemilius Paulus: „daß der macedonische König Perseus sich vor der Schlacht bey Pydna voller Furcht in die Stadt begeben habe, unter dem Vorwande, dem Hercules zu opfern. Aber, merkt er das, bey an, dieser Gott nimmt furchtsame Opfer von furchtsamen Menschen nicht gnädig an, und erhört nicht unbillige Gebete. Und unbillig ist es, daß der treffen soll, der nicht wirft, und der siegen soll, der nicht in der Schlacht zugegen bleibt, und daß überhaupt der feige Mann seinen Wunsch erreichen, und der Böse glücklich seyn soll. Aber des Aemilius Gebet erhörte dieser Gott, denn er berete mit der Lanze in der Hand, um Stärke und Sieg, und rüste fechtend den Gott zum Helfer.“

Man muß in Ausübung jeder Pflicht so geschäftig seyn, als müßte alles bloß von uns, und nichts von Gott geschehen. Man muß aber auch Gott so fest vertrauen, als thäte Gott alles, und wir nichts. Man muß jedes erlaubte Mittel, sein Unglück zu hindern und sein Glück zu befördern, sorgfältig gebrauchen. Denn diese Mittel kommen auch von Gott. Man muß sich endlich auf dem Wege seiner Pflicht keine Gefahr, keine anscheinende Unwahrscheinlichkeit oder Unmöglichkeit, keinen noch so langen Verzug der Hülfe schrecken lassen, sondern auch da, wo man nichts als Finsterniß und Abgründe vor sich siehet, dennoch fest versichert bleiben, daß Er alles wohl mit uns machen werde.

An den Fahnen und Standarten des unvergeßlichen Königs Gustav Adolph, stand mit goldnen Buchstaben:

Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn? Dieses Vertrauen zu Gott ist besonders bey einer Niederlage und im Unglück nöthig, wo es scheint, als wenn uns Gott verlassen hätte. Der wahre Christ — und dieser ist immer der beste Krieger — ist von dem großen Gedanken überzeugt: daß Gott die allgemeinen und besondern Schicksale der Menschen ordne, und regiere; daß die Rathschlüsse desselben nichts als das Glük der Menschen zur Absicht haben, auch wenn sie nicht mit unsern Wünschen übereinstimmen; daß Gott den Tugendhaften nicht verlassen könne; — daher vertraut er ihm auch im Unglück, und ist fest versichert, daß er ihn eben so gewiß wieder mit seiner Hülfe erfreuen werde, als ein gütiger Vater seinen gehorsamen Sohn. Wenn mir Angst ist, sagt ein großer König, so rufe ich den Herrn an, und schreie zu meinem Gott, so erhört er meine Stimme — und rüstet mich mit Kraft — und gibt mir meine Feinde in die Flucht. Gott ist meine Zuversicht und Stärke — darum fürchte ich mich nicht — wenn gleich die Welt unterginge, und die Berge mitten ins Meer sanken: der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jacob ist unser Schutz! Und allemal ist sein Vertrauen aufs herrlichste belohnt worden. Wer so wie David, Gott zum Freunde hat, der darf in keiner Noth verzagen. Als Kaiser Rudolph im Anzug wider den König Ottokar begriffen war, fragte ihn der Herr von Klingen, wer seinen Schatz in Verwahrung habe? Der Kaiser antwortete: ich weiß von keinem Schatz, hab' auch weiter kein Geld in meinen Händen, als fünf Schillinge schlechter Münze. Wie wollen Sie denn Krieg führen, fragte ihn der Edelmann? Rudolph gab ihm hierauf zur Antwort: Mit dem Gelde, das wir gewinnen werden. Wie mir Gott bisher Vorsehung gethan, so wird er mir auch in diesem Zug thun können. So stund er in einem grenzenlosen Vertrauen auf eine höhere Unter-

stärkung. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig rief in der Schlacht bey Crevelt seinen, wider einen weit überlegenen Feind kämpfenden Soldaten zu: „Seyd gutes Muths, Kinder! Gott ist mit uns!“ Als seine Officiere ihm auf der Wahlstatt zu dem erhaltenen Siege Glück wünschten, antwortete er ihnen: „Wünschen Sie mir nicht Glück, betrachten Sie aber diesen Anblick. Es ist das Zehntemal, daß ich es mit ansehen muß. Ich wünsche aber, daß es nun das Letztemal seyn möge!“

Gustav Adolph, der größte Held und Meister in der Kriegskunst seiner Zeit, sagte: Der beste Christ ist allezeit der beste Soldat! und warum denn wohl? weil er überzeugt ist, daß es Gottes Wille sey, den Befehl seines Regenten zu vollziehen, weil er hoffet, daß ihn Gott auf dem Wege seiner Pflicht unterstützen werde: weil er weiß, daß Gottes Vorsehung alle Schicksale der Menschen anordne, regiere und zum Besten der Tugendhaften wende: weil er für Gottes Befehl hält, für seinen Fürsten und für sein Vaterland auch sein Leben zu lassen: weil er gewiß ist, daß Gott der gerechten Sache den Sieg geben werde. Im Gefechte, sagt daher auch ein heydnischer General, (Xenophon) sind diejenigen, welche die Götter fürchten, am wenigsten bange vor den Menschen. In einer andern Stelle (Cypriod. I. B.) sagt er: Demjenigen wird viel leichter, so wie von den Menschen, also auch von den Göttern seine Bitte gewähret, welcher denselben nicht nur dann, wann er in Noth ist, schmeichelt, sondern im höchsten Glücke vielmehr an die Götter gedenket.“ Hieraus erhellet, daß nur die Soldaten nur dann recht brauchbar im Kriege sind, wenn sie entweder die Hölle nicht fürchten dürfen, oder, wenn sie weder vom Himmel noch Hölle etwas wissen, das heißt, wenn sie Vieh sind. Hier, denkt ein christlicher Soldat

beym Anblit des Treffens, hier fordert mich mein zeitlicher und ewiger Beherrscher auf, eine Probe meiner Rechtfchaffenheit zu geben. Der allweise Gott hat diesen Tag der Gefahr für mich gemacht. Ich kann darin umkommen, aber gewiß nicht ohne besondre gütige Absichten meines Schöpfers. Unterstütze mich, mein Gott! Ich will in meinem Verufe getreu seyn. Verlieren kann ich heute nichts. Entweder werde ich nach wenigen Stunden siegreich dir danken, oder siegreich bey dir seyn, mein Gott und mein Erbsor!

Ein Soldat, der in solcher Fassung steht, kann allein nur sagen, was Racine in seiner Athalte den Joab sagen läßt:

Je crains Dieu, cher Abner, je n' ai point d'autre Crainte!

Wäre es wohl möglich, daß dieser Gottfürchrende Soldat nicht ein guter und bey gleicher Fähigkeit, Thätigkeit und Fleiß, nicht auch ein besserer Soldat seyn sollte, als jeder andre? Das unfehlbarste Mittel also unsern Muth und unsre Tapferkeit zu stärken und zu verdoppeln, ist, ein guter Christ, ein rechtschaffener Mann zu seyn.

Muth und Gedult hängt unter allen Tugenden vielleicht am augenscheinlichsten mit der Ueberzeugung von dem Daseyn eines Gottes zusammen. Die Geschichte lehret, daß die Enthusiasten immer tapfer gewesen sind. Mit welchen Irrthümern auch ihre Religion, mit welchen Ausschweifungen auch ihre Tapferkeit verbunden gewesen seyn mag: so beweist doch ihr Beyspiel, daß die Furcht vor der Gefahr, durch eine lebhafte Vorstellung von Gott vermindert wird. Es ist natürlich, daß der, welcher Anstalten und eine Fürsorge für seine Glückseligkeit glaubt, dreister handelt, als

derjenige, welcher, ob er gleich seine Schwäche und die Uebermacht andrer Dinge einsieht, doch sich bloß auf sich selbst verlassen muß. Das Kind wird beherzter, wenn seine Wärterin in der Nähe ist: der Soldat ist beherzter, wenn er einen Feldherrn hat, auf den er sich verläßt; mit dem Tode desselben hört oft auf einmal seine Tapferkeit auf.

Wie sehr muß es die Tapferkeit oder die Gedult eines vernünftigen Mannes stärken, wenn er sich mit dem ganzen Weltall verbunden, und einen Regierer von der höchsten Einsicht und Güte, an der Spitze desselben denkt? Der Patriotismus stärkt mich nur da, wo ich im Angesichte meiner Mitbürger für sie handle und leide. Der ständhafte Glaube an eine Vorsehung, stärkt und erhöht den menschlichen Geist zu allen Zeiten. Eine jede Verfassung der Seele, die durch die Religion und gesunde Vernunft regiert wird, ist dadurch nur desto fester und unbeweglicher. Zagheit und Furchtsamkeit vergrößert die Gefahr, und benimmt den Gebrauch der Ueberlegung. Die Furcht, die sich des Zaghaften einmal bemächtigt, stürzt ihn gewöhnlich in ganz unvermeidliche Gefahren, und sogar in weit größere als diejenigen sind, die ihn Pflicht und Ehre vergessen machten. Man muß daher die Gefahr vorher kennen lernen, ehe man sich hinein wagt. Wenn sie uns nicht unbekannt ist, so werden wir dadurch so viel unerschrockener seyn. Man muß sein Leben bis zu dem Augenblick schonen, da es nothwendig seyn wird, es zu wagen, oder zu verlieren, und so werden wir dem Staat nur desto besser dadurch dienen. Eine wahre durch vernünftige Religion erzeugte Frömmigkeit und Rechtchaffenheit vermehret die Herzhaftigkeit: denn weder Unglaube noch Aberglaube lassen das Gemüth zu derjenigen Heiterkeit und Zuversicht kommen, welche der Tapferkeit nothig ist. Der vortreffliche Ritter Zimmermann sagt in sei-

nem schönen Buch über Friedrich den Großen: „Eben diese Abhänglichkeit von Gott, die uns auf der einen Seite so sehr erhöht, uns in eine beständige Verbindung mit Ihm setzt; eben dieß und sonst nichts in der Welt, keine Geisteskraft, keine menschliche Gewalt und Größe, keine Krone, kein kaiserlicher und königlicher Purpur, stärket so sehr den menschlichen Muth, belebet so sehr die menschlichen Kräfte, erweket in uns immer von neuem, diesen unbeswingbaren Menschen Truz, der doch immer an uns wie der bemerklich und kennbar wird, so wir auch wissen denselben da, wo es der Wohlstand erheischet, zu verbergen. Wir reden mit Gott, werfen uns hier vor seiner Allmacht nieder, erkennen, daß sie alles und wir nichts sind, und allein durch ihn seyn können und seyn werden, erwarten Hülfe allein von ihm: und dann, so lange uns dieser Glaube an Gott (der uns nie verlassen sollte) nicht verläßt, überwinden wir die größten und schrecklichsten Gefahren.

Die größten Männer hielten es für eine nothwendige Pflicht, die Gottheit zu verehren. Viele der größten Feldherren haben vor der Schlacht gebetet; nach selbiger dem Gott der Heerschaaren gedanket, und dadurch sowohl die Abhänglichkeit von ihm, und woher wahrer Muth, Tapferkeit und Sieg komme, öffentlich bezeuget. Da Beyspiele mehr Macht über das menschliche Herz haben, als die trüftigsten Gründe, und aufs stärkste zur Nachahmung reizen, so ist es nöthig, daß ich einige vorzüglich anführe, und damit beweise, daß nicht allein Vaterlandsliebe und das Gefühl der Ehre, sondern vielmehr Gottesfurcht und Religiosität, den Heldennuth und die Tapferkeit zu allen Zeiten erweket, gestärkt und befestigt habe. Die Kriegsgeschichte alter und neuer Zeiten hat uns eine Menge großer Feldherren und tapferer Officiere hinterlassen, die sich die Ausübung der Religion zur Pflicht und Ehre gemacht haben. Ein Held, der

keine Religion hat, sagt Loen in seinen kleinen Schriften, hat auch keine wahre Ehre, und wo diese mangelt, da wird aus dem Helden gar leicht ein Unmensch und ein Tyrann. Die heilige Schrift ist voller Beyspiele tapferer Helden und großer Feldherren, die das Zutrauen zu Gott, unüberwindlich gemacht hat. Auch die klügsten von den Heyden waren so sehr überzeugt, daß das Vertrauen zu den Göttern die Tapferkeit und Kühnheit vermehre, daß sie allemal vor der Schlacht ihre Soldaten den Lobgesang anstimmen ließen. „Nichts beobachte sorgfältiger, sagte Cambyfes zu seinem Sohne Cyrus, als die Pflichten gegen die Gottheit. Unternimm nicht das geringste, ohne sie vorher um Rath zu fragen! Fange alle deine Verrichtungen damit an, daß du ihren Beystand ersuchest, und nach verrichtetem Geschäfte ihnen dankest. Sie allein können dich beschützen.“ Cyrus befolgte diesen Rath seines Vaters auch so genau, daß er nichts anfieng, ohne vorher die Götter um ihren Beystand zu bitten. Eh' er den Crösus angriff, rief er den Gott seiner Väter an, daß er sein Führer und Beystand seyn möchte, — stieg zu Pferd, befahl seinen Leuten, ihm zu folgen, lieferte ein Treffen und trug den Sieg davon. Als er den Aßyrern das Haupttreffen lieferte, so gab er diese Losung aus: Jupiter, unser Helfer und Anführer: und nachdem diese Losung wieder zurückkam, zum Cyrus, so stimmte er dem Castor und Pollux zu Ehren, den gewöhnlichen Lobgesang an, welchen das ganze Heer andächtig und mit lauter Stimme mitsang: denn, fügt Xenophon noch dabey an, man hat angemerkt, daß diejenigen, welche bey einer solchen Gelegenheit Gottesfurcht bezeugen, desto weniger Menschenfurcht empfinden. Der große Carthagenensische Feldherr Hannibal selbst, der doch ein Barbar war, gab große Beweise von seiner Hochachtung gegen die Götter. Denn er gieng nach Cadix, in der

Abſicht, vor ſeinem Feldzuge nach Italien, dem Herkules zu opfern, und bewies während ſeines ganzen Lebens die beſten Religions-Gefinnungen; als er den Sieg bey Cannä ſeiner Stadt melden ließ, ſo empfahl er ihr insbeſondere, daß ſie dafür ſorgen möchte, daß man den unſterblichen Göttern, wegen des erhaltenen Sieges öffentlichen Dank abſtatte. Als Scipio aus Sicilien nach Africa überſchiffte, ſo ließ er vor der ganzen Armee öffentlich beten. Jeder Athener, wann er das erſtemal in die Rolle der Bürger eingetragen ward, mußte in dem Tempel der Agraula ſchwören: „Ich ſchwöre,“ ſagte der neue Bürger, daß ich das Waffenhandwerk nicht entehren, noch mich ſchimpflich in die Flucht begeben werde, um das Leben zu retten; daß ich zur Vertheidigung meines Vaterlandes mit meinen Mitbürgern, und wann es erfordert wird, auch einzeln bis auf den letzten Hauch des Lebens fechten will, Agraula, Mars und Jupiter ſeyn Zeugen.

Als nach der Niederlage bey dem Fluſſe Trebia Sabius Maximus zum Römischen Dictator erwählt worden war, ſo machte er mit Beobachtung der Religions-Gebräuche den ſchönſten Anfang ſeines Feldzugs, und lehrte das Volk, wie die Truppen wegen der vom vorigen Feldherrn bewieſenen Geringschätzung und Vernachläßigung der Religion, und nicht wegen Zaghaftigkeit der Soldaten, wären geſchlagen worden. Er ermahnte die Bürger, ſich nicht vor den Feinden zu fürchten, ſondern ſtärkte die Tapferkeit durch Religion, und benahm durch die Hoffnung auf die Hülfe der Götter die Furcht vor den Feinden. Fabius wandte alſo die Gedanken des Volks auf die Götter, und erweckte dadurch freudigere Hoffnungen auf die künftigen Vorfälle. Er ſelbſt aber, bemerkt Plutarch, ſetzte alle Hoffnungen des Sieges auf ſich ſelbſt, überzeugt, daß

daß die Gottheit nur der Klugheit und der Tapferkeit Glück verleihe.

In dem Kriege wider die Insubrier, ein celtisches Volk, welches in Italien an den Alpen wohnte, versicherten die Priester, welche bey der Wahl der beyden Consuln Flaminius und Surius, die Vögel zu beobachten hatten, daß die Wahl der Consuln fehlerhaft und mit unglücklichen Zeichen der Vögel geschehen wäre. Sogleich schickte der Senat Befehl an die Armee, daß die Consuln ihr Amt niederlegen, nichts als Consuln wider den Feind unternehmen, und nach Rom zurückeilen sollten. Kaum konnte Flaminius, der diesen Befehl nicht eher eröffnete, bis er den Feinden eine Schlacht geliefert und sie geschlagen hatte, den Triumph erhalten. Gleich nach diesem, mußte er, nebst seinem Collegen, das Consulat und alle öffentliche Aemter niederlegen. So sehr unterwarfen die Römer alles ihrer Religion, und übersahen auch nicht bey den glücklichsten Begebenheiten die Vernachlässigung ihrer Religions-Gebräuche, denn sie glaubten, daß es mehr zur Wohlfahrt ihrer Stadt gereiche, wenn ihre Obrigkeiten die Götter verehrten, als wenn sie die Feinde schlugen. Wem sind die Dankfeste der Römer, die oft mehrere Tage dauerten, unbekannt?

Heidnische und christliche Feldherren haben zu allen Zeiten gar wohl eingesehen, daß die Pflichten der Soldaten zu schwer sind, und ihr Einfluß auf den Staat zu wichtig ist, als daß es diesem gleichgültig seyn könnte, ob in der Armee Gottesfurcht herrsche oder nicht; daher als Sobieski Wien entsetzen wollte, wohnte er vor dem Treffen dem Gottesdienste an der Spitze seines Heeres bey und stimmte selbst das *Te Deum laudamus* -- an. Man kann sich nicht ohne Rührung des Gebets erinnern, welches

Heinrich IV. König in Frankreich im Angesicht seiner Armee mit lauter vernehmlicher Stimme einen Augenblick vor der Schlacht bey Contras betete, wo er einen herrlichen Sieg über die Ligue erhielt. „O Gott der Heerschaaren, rief er aus, dessen Auge den dicksten Schleyer durchdringt, und die verborgensten Falten des Herzens durchschauer! Du, der du in das Innerste meines Herzens siehest, und die geheimsten Absichten meiner Feinde kennest; Du, der du alle menschliche Schicksale, die vor deinen Augen gegenwärtig sind, in deiner Gewalt hast; wenn du siehst, daß meine Regierung zur Beförderung deiner Ehre und zur Wohlfahrt deines Volks dienen kann, und daß ich keinen andern Ehrgeiz in der Seele habe, als an der Verherrlichung deines heiligen Namens und an der Erhaltung dieses Königreichs zu arbeiten, so stehe, o großer Gott, der Gerechtigkeit meiner Waffen bey, und nöthige alle Aufwüthler, denjenigen zu erkennen, welchen deine heiligen Rathschlüsse und die Rechte einer rechtmäßigen Thronfolge, zu ihrem Beherrscher gemacht haben. Aber, wenn deine gütige Vorsehung es anders beschlossen, wenn ich einer von den Königen seyn sollte, die du in deinem Zorn dahin gibst, so nimm mir, o Gott der Barmherzigkeit, nimm mir meine Krone und mein Leben; mache mich an diesem Tage zum Opfer deines Willens, und durch meinen Tod dem Elende von Frankreich ein Ende; mein Blut müsse das letzte seyn, das in diesem Streit vergossen werde!“ Hierauf wandte er sich zu der Escadron um, an deren Spitze er angreifen wollte, und wies ihr seinen weißen Federbusch, den sie immer auf dem Wege der Ehre und des Siegs erblicken würden, zum Wiederparstellungszeichen an, wenn sie etwa in Unordnung gebracht werden sollte.

Der große unsterbliche Gustav Adolph verfertigte selbst Gebete, welche man bey den täglichen Betstunden im La-

ger beten mußte. Dieser große König wendete sogar unter dem Geräusche der Waffen täglich einige Zeit in seinem Zelte zu Lesung der heiligen Schrift an. Als er im dreißigjährigen Kriege seinen bedrängten Glaubensgenossen in Deutschland zu Hülfe kam, fiel er, so bald er nur das Ufer betreten hatte, vor den Augen seines ganzen Heers auf seine Knie, und dankte Gott in einem herzlichen Gebet, für die Erhaltung seiner Flotte und Armee, und bat ihn, sein Vorhaben zu segnen. Seine Officiere konnten sich bey diesem Anblick der Thränen nicht enthalten. Er aber sagte zu ihnen: weinet nicht, meine Freunde, sondern betet mit aufrichtigem Herzen. Je mehr Betens, je mehr Siegs: denn fleißig gebetet, ist halb gesiegt. Der beste Christ ist immer der beste Soldat!“ Carl der XII. König von Schweden, hielt während seiner Feldzüge und selbst auf dem Marsche, die Stunden der Andacht so regelmäßig, daß, wann die gesetzte Stunde schlug, die ganze Armee im freyen Felde Halt machen, Gott ehren, und seinen Schutz ersuchen mußte.

Nach dem Ueberfall von Rathenow, worauf die merkwürdige Schlacht bey Sehrbelin erfolgte, ritt der siegende große Churfürst Friedrich Wilhelm, wieder aus der Stadt, in ein nahe gelegenes Holz, und ließ daselbst unter einer Laube eine Betstunde halten, welche der Inspector Voitus verrichten, und zu welcher auch die Schüler aus der Stadt herauskommen, und allda singen mußten.

Da der große Condé die Spanier überwunden hatte, beugte er seine Knie, und gab auf dem Schlachtfelde dem Gott der Heerschaaren den Ruhm wieder, den er ihm zusendete. Auch Vauban, Berwick, Turenne zeigten bey vielen Gelegenheiten ihre religiösen Gefinnungen.

Einer der größten deutschen Helden (der regierende Herzog Carl Wilhelm Ferdinand, zu Braunschweig) sagte zu seinem Feldprediger: predigen Sie ja fernerhin die Moral Jesu, denn sie ist die beste Moral, die am zufriedensten macht. Ihm haben wir des Abts Jerusalem Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion zu verdanken. In dem wichtigsten Feldzuge, mitten unter dem Geräusche der Waffen, unter den glorreichsten Unternehmungen, und unter den Glückwünschen von Europa, dachte Er an seine Befestigung in der Religion, und trug dem würdigen Jerusalem die Ausarbeitung dieser Schrift für Ihn auf. Aus der edelmüthigen Absicht, daß auch andre durch sein Exempel erweckt, zu einer genauern Erkenntniß der Religion geleitet werden möchten, erlaube Er ihm, sie drucken zu lassen.

Diese und viele andre Beyspiele mögen uns lehren, daß man, ohne sich zu erniedrigen, einen Gott demüthig anbeten, Ihn fürchten und Ihm dienen könne. Wen sie nicht von der Nothwendigkeit des Gebets um den Sieg, und der Gottesfurcht überhaupt überzeugen, bey dem möchten alle andre Beweise ohne Wirkung seyn! — Wenigstens waren die Helden, die wir zur Nachahmung ihrer Gottesfurcht und gewissenhaften Ausübung ihrer Pflichten aufgestellt haben, doch gewiß keine Schwärmer, oder blöde einfältige Menschen, für welche die sogenannten starken Geister, bey denen Verzagtheit, Schwachheit, Schwärmerey und Religiosität einerley Bedeutung hat, alle diejenigen so gern ausgeben möchten, bey denen man in ihren Handlungen keine Gefühle für die Religion entdeckt. Vielerley Erfahrungen lehren uns aber, wie viel gegründete Ursachen man haben könne, gegen ihre eigene Herzhaftigkeit und Tapferkeit hin und wieder Verdacht zu schöpfen.

Ihr, die ihr in einem Jahrhundert, wo der Unglaube nur allzugroße Fortschreitungen gemacht hat, lächerlich zu erscheinen befürchtet, wenn eure Namen das Verzeichniß der sogenannten starken Geister nicht vergrößern: sollte euch wohl unbekannt seyn, daß Pascal zum Besten der Religion geschrieben, daß Malebranche sie vertheidiget, daß Bernoulli Zeugnisse seiner Ergebenheit für dieselbe hinterlassen, daß Newton sie als Wahrheit betrachtet, und Descartes von derselben allemal mit Ehrerbietung gesprochen hat?

Ich kann mich nicht enthalten, noch ein Beispiel anzuführen, das zeigen soll, wie stark und mächtig religiöse Empfindungen auf den Muth eines Soldaten wirken. Es wird auf den Leser desto mehr Eindruck machen, wenn ich diese rührende Scene, von dem verdienstvollen in der Literatur so rühmlich bekannten Herrn Nicolai selbst erzählen lasse. Ich kannte einen jungen Edelmann, sagt er in den Anekdoten von König Friedrich II., der im November 1757, in seinem fünfzehnten Jahre, zur Armee in Sachsen als Fahnenjunker abging. Er kam kurz nach der Schlacht bey Roszbach an, und mußte sogleich den beschwerlichen Marsch nach Schlesien mitmachen. Es ist leicht zu errathen, daß einem Jünglinge, der von der Schule kam, und noch wenig in der freyen Luft gewesen war, eine solche Expedition mitten im Winter sehr hart vorgekommen seyn mußte. In der Schlacht bey Leuthen war er unter den 10 Bataillonen der Avantgarde, welche bey Dorna vier sächsische und zwey österreichische Cavallerie-Regimenter über den Haufen warfen. Er gestand nachher: als es zur Attaque aus dem Walde herausgegangen, habe er beynahe alle Besinnung d ermaßen verloren, daß er am ganzen Leibe gezittert, und nicht aller Anstrengung kaum Kraft genug gehabt habe, die Fahne zu halten. Als aber das erste Treffen den feindlichen Lin-

ken Flügel, jenseit Lobositz, angreifen sollte, kam der König gerade zu dem Bataillon geritten, bey dem er stand, hielt neben den Fahnen still, und rief: „Nun, Kinder! frisch heran, in Gottes Namen!“ Dieß wirkte auf den Jüngling, wie ein elektrischer Funken. Alle Furcht war bey ihm weg, und alle Bewegungen und Gefahren des ganzen Tages ging er nun mit freudigem Muthe durch, blieb auch bey allen Attaquen unversehrt. Als die Schlacht vorbey war, und die Armee auf dem Schlachtfelde sich im Dunkeln in Ordnung stellte, schien die Natur dem fünfzehnjährigen Jüngling einigen Tribut abfordern zu wollen. Er spürte jetzt erst, wie sehr ermüdet er war. Er legte sich mit einer Fahne auf das kalte Erdreich. Ihn fror bitterlich. Er hatte seit dem frühen Morgen nicht gegessen, und ob er gleich etwas Kommißbrod hervorholte, so war doch nichts zu trinken da; und der arme Jüngling verging beynahe vor Durst und Frost. Nachdem er so eine Viertelstunde gelegen hatte, und mißmuthig war, fing aus dem Fahnenzuge ein Soldat an laut und langsam anzustimmen: Nun danket alle Gott! Die Feldmusik stimmte gleich ein, und in einer Minute sang die ganze Armee dieses Lied. Der Jüngling richtete sich von der Erde auf, sang aus Herzensgrunde mit, und ward, wie er versicherte, dadurch so gestärkt, daß, wenn er nun nochmals in die Schlacht hätte gehen sollen, er neuen Muth und Kräfte genug dazu gehabt haben würde. Es läßt sich kaum etwas feyerlicheres und rührenderes denken, als dieser Gesang. Man denke an die Worte des Lieds! Man stelle sich dieses Danklied vor, langsam und im Dunkeln gesungen von mehr als 20,000 männlichen Stimmen, von mehr als 20,000 Männern, welche diesen ganzen Tag den Tod in so mancherley Gestalten gesehen hatten, und nun noch lebten! Man stelle sich Männer vor, die gestern noch über

auf

äußerst unglückliche Vorfälle, wodurch beynahe alle Hoffnung abgeschnitten wurde, niedergeschlagen waren; jetzt aber eben einen so großen Sieg erfochten hatten, der die äußerste Erwartung jedes preussischen Patrioten übertraf. Mit welcher Herzenserhebung mußten diese Männer folgende Worte singen:

Nun danket alle Gott!

Mit Herzen, Mund und Händen!

Der große Dinge thut,

An uns und allen Enden!

Ein solcher treuherziger Gesang des Dankes an die Gottheit ist erhabener als alle Schlachtgesänge des Alterthums, die zum Blutvergießen aufmunterten. Tyrtäus hat keinen Dankesang nach der Schlacht. Man stelle sich lebhaft vor, mit welchen Empfindungen Männer, welche die Mühseligkeiten des Krieges in so überschwenglichem Maaße gefühlt hatten, in dieser feyerlichen Stunde folgende Worte singen mußten:

Der ewig gute Gott

Woll' uns, so lang wir leben,

Ein immer fröhlich Herz

Und edeln Frieden geben!

Religiöse Gefinnungen, wenn sie lebhaft genug empfunden werden, geben also den edelsten, den größten Heldemuth, und die aufrichtigste Todes-Verachtung. Keine Furcht von irgend einer Art, kommt in den bedenklichsten Umständen unsers Lebens, gegen die Kraft religiöser Gefinnungen in uns auf. Mit dieser Kraft, die allein von Gott kommt, und allein aus unserm Vertrauen zu Gott fließet, gehet der Christ jeder Gefahr mit unerschrocknem Sinn, und innerer Ruhe, wenigstens doch gar viel unbe-

fangener entgegen, als jeder andre, der hierüber anders denkt.

Vergeblich aber ermahnet man einen Krieger zur Tapferkeit, und zum Tod fürs Vaterland, wenn er nicht von der Unsterblichkeit seiner Seele überzeugt ist. Denn sobald er glaubt, mit dem Leben auch sein Daseyn zu verlieren, so hört er auf ein bloßes Mittel zu seyn, er wird der Endzweck, das letzte Ziel unsrer Wünsche, das höchste Gut, wornach wir streben können, das um sein selbst willen gesucht, geliebt, und verlangt wird, und kein Gut in der Welt kann mit ihm in Vergleichung kommen, vielweniger ihm vorgezogen werden. Das Vaterland hat zwar ein Recht, von jedem Bürger zu verlangen, daß er sich dem Wohl des Ganzen aufopfere. Aber der Bürger hat das gerade entgegengesetzte Recht, sobald das Leben sein höchstes Gut ist. Wenn aber dennoch die alten Heiden, die doch wenig, oder nichts von der Unsterblichkeit der Seele wußten, den Tod so großmüthig verachteten, wie viel mehr sollten es christliche Helden thun, da sie überzeugt sind, oder doch überzeugt seyn könnten, daß ihre Seele unsterblich sey, und sie folglich im eigentlichen Verstande, gar nicht sterben. Denn, wenn sterben heißt, alle Empfindungen, alles Leben verlieren, (und so versteht es jeder Vernünftige) so stirbt in der That, und als Philosoph geredet, gar kein Mensch. Denn nicht der eigentliche Mensch, die Seele, stirbt, sondern nur der Leib des Menschen. Der Tugendhafte stirbt also gar nicht, sondern geht durch den Tod des Leibes erst in das wahre, ewig glückliche Leben. Und wer sollte dieses fürchten? Wem sollte diese Ueberzeugung nicht das sicherste Mittel wider die Furcht des Todes seyn? Sokrates bey aller seiner Ungewißheit von einem andern Leben, sagt bey Plato: der Tod gleicht ei-

ner Reise von hier nach einem andern Orte, und ist die Sage wahr, daß dort alle Verstorbene sind, welches größere Gut läßt sich denken, als dieses? Denn kommt man zur Tiefe hinab, und findet, statt dieser Afterrichter, die wahren Richter, die wie es heißt, noch dort richten, den Minos und Rhadamantus, und Aeacus und Triptolemus, und die andern Götter-Söhne, die im Leben gerecht waren, wie kann man die Reise noch traurig nennen? Und dann mit Orpheus und Musäus, und Hesiodus und Homerus umzugehen, wie theuer würde einer von euch dieses Glück erkaufen? Ich für meinen Theil will mehr als Einmal sterben, wenn das wahr ist. — Auch Virgilius versetzt diejenigen in die seligen Derter, die fürs Vaterland gestorben sind. Und sein Freund, Horatius, bestätigt es, mit folgenden Worten: den Himmel selbst schließt Tapferkeit würdigen Söhnen auf. Als Kleombrotus, ein junger Athener, den Phädon, oder Plato's Gespräch von der ewigen Dauer der Seele, und einem bessern Leben las, wurde er so davon eingenommen, daß er sich, aus Begierde, bald in dies bessere Leben zu kommen, ins Meer stürzte. Ehe sich Cato zu Utica entleibte, las er eben diese Abhandlung noch zweymal aufmerksam durch, erstach sich dann selbst, und starb. So wenig nun diese Handlungen zu billigen sind, so beweisen sie doch augenscheinlich, wie wenig man den Tod fürchte, wenn man ein anderes Leben auch nur zweifelhaft hoffet. Daher nahm auch Titus (in der Anrede an seine Soldaten vor der Zerstörung Jerusalems, den letzten Beweggrund zur Tapferkeit von dem Zustande nach dem Tode her. Und man mag zusehen, setzt der einsichtsvolle und scharfsinnende Schröth hinzu, ob es einem christlichen Feldherrn unanständig sey, den Muth seiner Soldaten durch Aussichten in die künftige Welt zu stärken. Nach Robertson glauben die Amerikaner, daß die

Ähnlichsten Krieger in den seligen Gegenden, wohin sie nach dem Tode kämen, die besten Stellen erhielten. Eben dieses versprachen sich die alten Deutschen. Ihre Jünglinge suchten den Tod, damit sie von den Warden möchten besungen werden. Der Tapferste ward nach seinem Hinscheiden ein Gott, und seine Nachkommen genossen die Vorrechte der Fürsten: man machte ihnen Geschenke, räumte ihnen ganze Striche Landes ein, und sie behielten diese Vorrechte, so lange sie ihrer Voreltern nicht unwürdig lebten. Müßt ihr auch fallen in Erin, (sagt Oskar beyhm Ossian zu seinen Helden) dennoch schauen wir uns wieder. Bald werden unsere blasse frostige Schatten einander finden, und die Hügel von Kona hinschweben. Odin beredete die Scandinarvier, daß eine glückliche Unsterblichkeit nur denen zugedacht sey, die ihren Vätern gleich, mit den Waffen in den Händen sterben. Sich in die Schwerter stürzen, und die versprochene Belohnung genießen, waren zwey Empfindungen, die nach seiner Lehre unmittelbar auf einander folgten. —

Lesbrog, ein Nordischer König, ruft aus: was regent sich in mir für neue Freuden? ich sterbe: ich höre Odins rufende Stimme: schon öffnen sich die Pforten seines Palastes etc. Auch die Muhammedaner wurden durch die Erwartung der paradiesischen Freuden zu dem Grade der Tapferkeit erhoben, den sie so oft in ihren Gefechten zeigten. Was für eine größere und vernünftigere Freudigkeit im Tode die gewisse Ueberzeugung von einem andern seligen Leben bey Christen wirke, beweisen die Apostel, Märtyrer und andere Glaubenshelden, die ihrem Tode so freudig und standhaft entgegen gingen, daß sich selbst die Heiden, ja sogar ein stolischer Antonin und Epictet darüber wunderten. Hätten aber diese Philosophen wirklich nachgefragt und sich sagen lassen, was es für Hoffnungen seyen, welche den Christen

solche Unerforschtheit gegen die Drohungen der Gewaltigen, und solchen Heldenmuth im Martertode gäben, so würden sie nicht haben läugnen können, daß dem christlichen Märtyrer, dessen Standhaftigkeit sie Eigensinn und Schwärmerey nannten, seine Religion einen ungleich herrlicheren Ersatz nach dem Tode, als dem stotischen Märtyrer seine Philosophie verspreche. Wenn denn nun aber die falschen Religionen mit ihren blendenden Versprechungen ihre Anhänger zu dem heldenmüthigsten Tod entzückt haben, wie sollten die Verheißungen der wahren Religion nicht viel mehr wirken? Die Reichtümer und Schätze verlassen uns, oder wir verlassen sie; die mächtigen Reiche werden zerstört, oder zerfallen durch sich selbst: die schönste Herrschaft läuft mit unserm Leben zu Ende: nur die Tugend allein begleitet uns über dieses Leben hinaus. Sie allein erwirbt uns die Gnade unsers Schöpfers, und verspricht uns eine selige Unsterblichkeit zur Belohnung: denn die Tugenden entspringen aus der Unsterblichkeit. Ist diese Wurzel ausgerottet, so verweihen und sterben auch sie. Die Unsterblichkeit ist es allein, die mitten unter den Mühseligkeiten des Lebens unsre Seelen stärken, erhöhen und erfüllen kann. Sie ist es allein, die uns wahrhaftig glücklich und groß macht. Aber möchte man vielleicht sagen: der Einfluß der Ehre in einem Kriegsheer scheint ein Beweis zu seyn, daß die Meynung allein, ohne Wirkung einer andern Triebfeder, hinlängliche Stärke habe, alle Gemüther zu einem vorgesezten Ziel hinzuneigen. Dieser Einwurf scheint mir nichts zu entscheiden. Die Ehre behält unter den Soldaten deswegen ein so starkes Uebergewicht, weil es unmöglich ist, mitten unter einer so großen Anzahl versammelter Menschen, der Schande und der Strafe der Feigheit zu entgehen. In dem Krieg vereinigen die Gewalt des Ansehens und die Meynung alle ihre Kräfte; weil sie da ihre Herrschaft über Menschen, die

einem Geist und einer gemeinschaftlichen Handlung unterworfen sind, durch das Gesetz der Unterordnung aller Glieder untereinander oder der Kriegszucht ausüben. Als in dem Anfang des Römischen Freystaates das Kriegsheer noch mehr von dem Geist seiner Freyheit an sich hatte, und noch nicht unter das Joch des Soldatenstandes gebeugt war; konnten es die Feldherren nur durch die Feyerlichkeit des Eides, und die Hülfe der Religionsbegriffe dahin bringen, daß ihnen ihre Soldaten getreu in den Krieg nachfolgten. So groß also auch heut zu Tage die Gewalt der Ehre und ihr Einfluß unter einer Armee und auf dem Schlachtfelde seyn mag, wo die Kämpfer, die Zeugen und die Richter so nahe beysammen sind, und nur eine einzige Tugend auszuüben, zu bemerken und zu loben haben: so kann man doch daraus keine Folge herleiten, die sich als Beispiel, auf unsre gesellschaftliche, in ihrem Umfang unermessliche, und in ihrer Verschiedenheit unendliche Verhältnisse anwenden ließe. Ueber das fehlt sehr viel daran, daß die allgemeinen Grundsätze der Sittenlehre, und folglich die Religions-Meynungen, die ihre stärksten Stützen sind, gar nicht bey dem Triebe der Ehre unter den Soldaten wirken sollten; denn alle unsere Gesinnungen, wo es auf irgend eine Art auf die Vorstellung einer schönen Aufopferung ankommt, würden unendlich viel von ihrer Stärke verlieren, wenn die allgemeine Grundlage unsrer Pflichten eine Erschütterung litte. Ja! wäre einmal die Achtung für die Religion ganz ausgetilgt, und diese so natürliche unverfälschte Meynung, die so viele Verbindlichkeit zur Folge hat, so vielen Pflichten Stärke giebt, ohne Stütze; so würde der Begriff der Ehre selbst, bald schwächer werden, alle Bande der Einbildungskraft, die unsrer Persönlichkeit ein Gewicht in der Gesellschaft und in unsern eigenen Augen geben, würden unvermerkt hinwegfallen, und wir selbst einen so rohen und

unbiegsamen Charakter annehmen, daß unsre Eindrücke und Verhältnisse gegen andere, durchaus nicht mehr die gleichen wären.

Wir dürfen annehmen, daß ein ruchloser, leichtsinniger Mensch zwar tollkühn, aber niemals wahr tapfer seyn könne. Nichts ist der Herzhaftigkeit so sehr entgegen, sagt der Graf Basta in seiner Abhandlung über die Reuterey, als ein beslekttes Gewissen. Denn da es einmal gewiß ist, daß jeder Bösewicht bestraft wird; da jeder für seine Wohlfahrt besorgt ist: so muß sich in den Lebensgefahren, auch die Gefahr unserm Geist vorstellen, in welcher die unlauere Seele schwebet. Muß dieß nicht das Schrecken vermehren und unsern Muth niederschlagen? Muß es nicht weit vermögender seyn, die Soldaten zaghaft zu machen, als jenes Gespenst, das sich dem Brutus bey Philippi darstellte? Dergleichen Soldaten haben Ursache zu sagen: „Nicht eure Wildheit schreket uns, ihr Barbaren; sondern der unter unsern Feinden gegenwärtige Gott.“ (Virgilius Aeneid. XII. § 894.) Daher ist es ein barbarischer Irrthum, wenn man sich einbildet, daß ein Bösewicht mit besserer Art, als ein rechtschaffener Mann, den Todesstreichen entgegengehe, und daß es gefährlich sey, solche Menschen, die zur blinden Subordination gewöhnt sind, zuviel aufzuklären.

Die Religion verbietet Weichlichkeit und Wollust: es ist also die höchste Thorheit ihre Hülfsmittel nicht zu kennen, und auf die Beobachtung ihrer Vorschriften nicht ernstlich zu dringen. Je größer die Beschwerlichkeiten und Gefahren der Kriegsleute sind, um desto mehr haben sie Rechtschaffenheit, Frömmigkeit und Zutrauen zur göttlichen Hülfe nöthig. Leute, die jeden Augenblick dem Tode ausgesetzt sind, müssen sich bey Zeiten mit demselben bekannt machen, und

sich befeßigen, ein gutes Gewissen zu haben, um ihm gesetzt entgegengehen zu können. Dessen ungeachtet glauben zum Theil nicht allein rohe Kriegsleute, sondern auch andre, daß der Soldatenstand mit der Frömmigkeit nicht bestehen könne. Diese, besonders die Lehre von der Sünde und ihren Strafen, soll das Gemüth furchtsam, niedergeschlagen und zu heldenmüthigen Unternehmungen unfähig machen; Krieg und Barmherzigkeit oder christliche Liebe, sollen sich nicht miteinander vertragen. Das Christenthum mag aber noch so streng seyn, als es will, so trennet es doch nur den Stolz von dem Herzen des Menschen, ohne uns unserer Tapferkeit, unserer Standhaftigkeit und der Begierde nach einem tugendhaften Ruhm zu berauben. Wir leben nicht mehr in den unmenschlichen Zeiten, wo die Kriegsleute zugleich Henkersknechte vorstellten, und nicht allein mit den feindlichen Soldaten, sondern zugleich mit den Bürgern, Bauern, ihren Weibern und Kindern, ja sogar mit leblosen Dingen, Krieg führten, und auch auf Befehl ihrer Obern die verabscheuungswürdigsten Handlungen vornahmen. Jetzt wird der Krieg unter Christen meistens mit möglichster Menschlichkeit geführt, Krieger streiten nur gegen Krieger, und auch diese sind, nach der Entwaffnung ihre Freunde. Unnöthige Härte und Grausamkeit wird von ehrliebenden Soldaten selbst getadelt und von den Befehlshabern geahndet. Sehr selten wird sich der Vorfall ereignen, daß ein Officier einen besondern harten Befehl zu befolgen hat; allein auch hier wird die Frömmigkeit dem Herrendienste nicht hinderlich seyn. Kann er, so wird er der Unglücklichen Elend erträglicher machen, aber dessen ungeachtet seine Pflicht, und zwar mit gutem Gewissen erfüllen, weil nicht er, sondern der, welcher den Befehl gegeben, es zu verantworten hat. Nicht nur gegen Freunde und Mitbürger wird ein frommer Kriegs-Mann, menschlich

und liebreich seyn, sondern sogar gegen die Feinde. Sobald der Feind überwunden und entwaffnet ist, so ist er sein Bruder, und hat, wie jeder andre, Anspruch auf seine Liebe und seinen Beystand. Seine Thränen mischen sich auf dem Schlachtfelde mit dem Blute seiner Feinde, und sobald der Endzweck erreicht ist, so legt er seine Waffen ab, und er ist wieder der leutselige, der liebenswürdige Menschenfreund, der er vorher war. Der Römische Feldherr Camillus weinte, als er nach der Einnahme von Veji, von dem Schlosse herab, der Plünderung zusah. Bey einer andern Gelegenheit sagte dieser große Mann: der Krieg ist ein Uebel, und mit vielen Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten verbunden, aber auch im Kriege gibts für rechtschaffene Männer gewisse Geseze.

Grausamkeit gegen Ueberwundene entehrt allezeit den Sieger, und wenn er auch ein Heide wäre, und wie viel mehr den Christlichen! Dieser wird die Seufzer der unschuldig Unterdrückten, mehr fürchten, als die Waffen seiner Feinde; und wiewohl er die Befehle seines Monarchen, ohne ihre Gerechtigkeit allemal zu untersuchen, ausfführen muß, so mildert er sie doch in der Ausfführung durch seine Gültigkeit. *) Diese Art zu denken, macht ihn deswegen nicht weichherzig, wohl aber ersunderisch; sie lehret ihn die Kunst zu siegen, ohne grausam zu seyn. Und warum wollte ich die wichtige Wahrheit nicht wiederholen? Der voll-

*) Dies ist das Bild des Marquis d'Armentiere und seines edeln und menschenfreundlichen Verhaltens in Zelle 1758, das ihm so viele Bewunderung und Liebe erworben hat, und wovon der Marquis de Voyer d'Argenson in Halberstadt und Wolfenbüttel gerade das verhasste Widerspiel war. Hannover wird sich des Duc de Randan, und Cassel des M. de Broglio allezeit mit Hochachtung und Dankbarkeit erinnern, so oft es an sein trauriges Schicksal denken wird.

komme Officier muß von einer erleuchteten Gottesfurcht durchdrungen seyn. *) Denn gewiß! nichts benimmt mehr die Furcht des Todes, nichts stärkt mehr unsre Tapferkeit und erleichtert uns mehr die Ausübung unsrer Pflichten, als die Religion; eine Religion, die von Gott kommt, und lauter große, edle, und wohlthätige Seelen bildet. Niemand schickt sich also besser zum Kriege, als Christen: eine Art Menschen, die die Mäßigkeit und die Gedult ausüben und in beständiger Bereitschaft stehen zu sterben. Wäre es möglich, ein ganzes Heer zu wahren Christen umzubilden, so würde man vors erste von so vielen Unordnungen, Gewaltthätigkeiten, Desertion und Marodiren, nichts wissen, sondern es würde auch dasselbige aus lauter Helden bestehen. Wer hat mehr Gelegenheit, Großmuth, Mitleiden und Menschenliebe auszuüben, als der Soldat? Wo findet man eine schönereugendbahn, als bey der Armee? Gibt es nicht in einem mit so vielen Widerwärtigkeiten verknüpften Leben als der Officier-Stand ist, Trübsal genug auszustehen, die uns in der Gedult üben, und dabey viele Gelegenheiten geben, gute Handlungen zu thun. Man opfert dem Herrn an allen Orten, wenn man sich Ihm unterwirft, und wenn man ein ehrlicher Mann ist. Weihe Ihm, mein Sohn! Weihe Ihm meine lieben jungen Freunde, wenn ihr den Militär-Stand wählet, schon zum voraus alle eure Geduld zum Opfer, heiligt Ihm; bald die Beschwerlichkeiten einer Belagerung; bald die lange Dauer eines mühseligen Feldzugs; bald eure geheimen Bedürfnisse und den Kummer eurer Seele. Diese Opfer müs-

*) Wer sich überzeugen will, wie edel und tapfer auch fürstliche Herzen, in den Händen der Religion gebildet werden können, der lese des Abts Jerusalem Rede, die er bey der Confirmation des lebenswürdigsten Braunschweigischen Prinzen gehalten.

sen Ihm gefallen! Was muß man für einen großen Vorrath von Tugend besitzen, wenn man seinen Stand beständig lieben, und in der Ausübung seiner Pflichten niemals ermüden will! Unsere Religion heischet von uns allen, wo ich nicht irre, daß wir insbesondere das Gute, welches sich zu unsrer Lebensart am meisten schicket, thun sollen; ein vernünftiger Mensch muß daher täglich dasjenige zu erfüllen trachten, was Gott in dem Stande, den er auf der Welt bekleidet, von ihm verlangt. Denn der wahre Werth unsrer Tugend bestehet in der Ausübung der Pflichten unsers Amts. Nach jungen und unerfahrenen Officieren, nach solchen nemlich, welche schlecht erzogen, sich den Ausschweifungen ergeben, entweder durch den Umgang ungesitteter, lasterhafter Menschen, oder durch giftige Lektüre, unchristliche Grundsätze eingefogen haben, muß die Religion der Soldaten nicht beurtheilt werden. Man höre hingegen gediente und erfahrene Officiere von der Religion und den wahren Pflichten eines Soldaten reden, man lasse sich ihre Thaten und glücklich überstandene Gefahren erzählen, so wird man überzeugt werden, daß sie ihre Erhaltung der göttlichen Gnade, ihren bezeugten Heldenmuth aber, dem Zutrauen zu derselben zuschreiben. *)

Sie werden bekennen, daß bey der Herzhaftigkeit zwar große Ausschweifungen vorgehen können, die Religion aber,

*) Gott hat indessen meine Treue belohnet; (so edel redet Puysegur, der im Harnisch grau gewordene ehrwürdige Greis in seinen hinterlassenen Memoires) indem ich in meinem fünf und vierzigjährigen Dienste, da beständig Krieg gewesen, über 120 Belagerungen gesehen, wo man Kanonen aufgeführt; 30 Schlachten und Scharmüzeln bezugewohnt; von der Musquete an gedient; und dennoch niemals krank oder verwundet gewesen bin.

welche uns die Vorschriften unseres Standes, den Willen Gottes und die Nothwendigkeit zu streiten vor Augen stellt, davon zurückhalte.

Der christliche wahrhaft tapfere Soldat muß sich, also zu allen Zeiten mit einer Frömmigkeit, welche die Quelle seiner Herzhaftigkeit ist, allem demjenigen unterwerfen, wozu ihn die Vorsicht bestimmt hat. Wer ihm widersteht, ist sein Feind, und wer die Waffen niederlegt, ist sein Nächster. Was für eine Nation ist die Ihrige, sagte der Graf von Solms zum Chevalier du Rosat, nach der Schlacht bey Nerwinden! Sie fechten wie Löwen, und begegnen ihren besiegten Feinden, als ihren besten Freunden.

Wie schön ist der Anblick eines Weisen, welcher in die Gefahr dringet! Die Ruhe des Gewissens stärket seine Hand; die Gegenwart seines Geistes ist ihn mitten in der Verwirrung den Weg zum Siege erkennen, und seine Unererschrockenheit setzt ihn in den Stand, demselben zu folgen. Wenn alles sich beugt, so heisset ihn seine Menschlichkeit stille stehen, und sein Herz selbst hält seinen Arm zurück. Die Feinde fliehen; er weihet den Verwundeten seine Sorgen, und dem verwirrten Schauspieler der Sterbenden und Todten seine Thränen, und in seinem Herzen danket er Gott, als dem einzigen Urheber des Sieges, der denselben durch Umstände, die er selbst anordnet, wohin es ihm gefällt, zu lenken weiß.
